

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Beyer, Marcel
Spione

Roman

Lizenz: DuMont Buchverlag

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4207
978-3-518-46207-2

suhrkamp taschenbuch 4207

Zu Spionen in ihren Familien werden Carl, Nora, Pauline und ihr Cousin. Wo andere in Fotoalben blättern, deren Bilder an die Eltern und Großeltern erinnern und Familiengeschichten erzählen, stoßen sie auf Geheimnisse, auf Verschwiegendes und Verborgenes. Die Liebesgeschichte um den Großvater, der sich im November 1936 von seiner Verlobten verabschiedete, um sich der »Legion Condor«, dem Geheiminsatz der Deutschen Luftwaffe während des Spanischen Bürgerkriegs, anzuschließen. Der Rumor um die Großmutter, die Opernsängerin mit den Italieneraugen. Die Kinder versuchen sich ein Bild zu machen, erfinden ihre Version der Familiengeschichte.

Wie schon in seinen Romanen *Flughunde* und *Kaltenberg* macht sich Marcel Beyer auf literarische Spurensuche in der deutschen Geschichte.

Marcel Beyer, geboren 1965, lebt seit 1996 in Dresden. 2008 wurde er mit dem Joseph-Breitbach-Preis, dem höchstdotierten deutschen Literaturpreis, ausgezeichnet. Zuletzt erschien der Roman *Kaltenberg* (st 4103).

Marcel Beyer

Spione

Roman

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 4207

Erste Auflage 2010

© 2000 DuMont Buchverlag, Köln

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des

DuMont Buchverlags, Köln

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das

der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46207-2

I 2 3 4 5 6 – 15 14 13 12 11 10

Spione

»Alle Kinder wünschen mich einmal zu sehn.
Doch nachts, wenn ich komme, schlafen sie fest.
Immer werden sie träumen von mir,
doch wenn sie erwachen, bin ich schon fort.«

Astrid Lindgren, Harald Wiberg:
Tomte Tummetott

Manchmal stehe ich eine Weile am Spion und sehe in den Flur, auch wenn ich weiß, ich werde keinen Menschen zu Gesicht bekommen. Ich stehe am Spion und warte. Ich warte nicht einmal, ich schaue nur, die Tür ist zu. So habe ich als Kind gestanden, auf einem Hocker, einer Kiste, dann auf Zehenspitzen. Und so stehe ich nun. Ich höre Atmen.

Zu Hause oder in einer fremden Wohnung, in einem Neubaublock mit niedrigen Decken, Teppichfliesen, Zusatzschlössern an der Tür. Bei Freunden oder zu Besuch bei Leuten, wo es riecht, wo es für mich kein Spielzeug gab. Stimmen im Hintergrund, die Eltern und ein unbekanntes Paar im Wohnzimmer, oder nur eine Wanduhr, Kühlschrankbrummen, nichts.

Ich darf die Linse nicht berühren. Das Treppenhaus liegt keinen Schritt entfernt, nur diese Tür trennt mich von ihm. Das Bild aber erreicht mich von weither. Hält mein Auge dem Ausblick stand, rücken die Gegenstände langsam näher, dann auch die Schatten an den Rändern. Die unscheinbarsten Einzelheiten draußen treffen das geschliffene Glas, als wollten sie die Netzhaut gleich durchdringen.

Durch den Spion steht alles nah und zugleich ungreifbar vor meinem Auge. Flucht ist unmöglich. Flucht ist ausgeschlossen, doch immerhin läßt sich der Fluchtweg überblicken.

So stehe ich. Ich sehe niemanden. Ich werde eine Weile stehenbleiben.

Sporen

Er hat sich gleich an sie erinnert. Ihren Namen hat er durch bloßen Zufall auf einem Plakat entdeckt, an einer Litfaßsäule. Ein Operngastspiel in der Heimatstadt. Sie waren Nachbarn und haben zusammen gespielt, meist nur sie beide, weil die Nachbarskinder das Mädchen oft geärgert haben. Wegen der Augen, diesem Blick an ihr. Erst wurde sie, dann auch er ausgelacht. Doch ihm haben die Italieneraugen immer gefallen. Sie ist in ihrer Familie die einzige mit solchen Augen, die Eltern und Geschwister haben eine andere Augenfarbe, soweit er sich erinnert. Das alles ist mehr als zehn Jahre her.

Als er am Vormittag in der Stadt ihren Namen gelesen hat, ist es ihm gleich so vorgekommen, als hätte er immer nur nach diesen Augen gesucht. Der Vormittag war warm, die ersten Frühlingstage, er hat nicht lange überlegt, er ist ins nächste Blumengeschäft gelaufen und hat einen Strauß bestellt, noch ehe er wußte, ob er überhaupt eine Eintrittskarte bekommen würde.

Er wird sie nach der Vorstellung in ihrer Garderobe überraschen. Die Blumen werden dort schon stehen, wenn er kommt. Er ist auf der Suche nach ihren Augen. Am Abend wird er sie gefunden haben.

Vor einem Jahr noch hätte er das nicht getan. Der Arbeitslose, dann Gelegenheitsarbeiter wäre nicht in die Oper gegangen. Nicht der Hausierer über Land, der mit seinem Musterkoffer von Hof zu Hof gezogen ist, in ausgetretenen Schuhen. Nicht der Propagandist, der

vor dem Kaufhaus Zauberputzmittel und Gemüseschäler angepriesen hat, neuartige Lockenwickler für die Wasserwelle daheim. Noch als Elektrohilfe wäre er seiner Kindheits- und Jugendfreundin nicht unter die Augen getreten, ein halbes Jahr lang hat er in einer neuen Siedlung Leitungen gelegt, oben hinter der Schanze, wo der Schießstand ist.

Dieser Geruch, der frische Putz, die Kabelschächte. Je weiter er mit seiner Arbeit kommt, desto langsamer wird er, fünf Häuser stehen aus, dann drei, und immer noch keine Vorstellung, wie er danach sein Geld verdienen soll. Nur eine obere Etage bleibt, nur die Steckdosen und Lichtschalter im Schlafzimmer, dann ist er wieder arbeitslos. Als er das letzte Kabel abgeklemmt hat, als er die Sachen zusammenpackt, kommt ihm der Gedanke, er könnte sich zur Wehrmacht melden. Wer elektrische Leitungen zu ziehen weiß, der steht vielleicht nicht ohne Aussichten da, der kann sich schnell mit Nachrichtenkabeln vertraut machen.

Sie haben ihn sofort genommen. Im Tausch für seine löchrigen Schuhe, mit denen er sich immer schämen mußte, hat er ein Paar Lederstiefel bekommen. Die Elektrokenntnisse haben tatsächlich geholfen. Auch seine guten Augen. Am meisten aber hat es ihm genützt, von seinen Flugerfahrungen zu berichten. Mit sechzehn zog es ihn zur Segelfliegerei, als Fünfundzwanzigjähriger ist er begeistert wie am ersten Tag, das sanfte, oftmals unbemerkte Gleiten über eine Landschaft hat ihn nicht mehr losgelassen. Und in der Kanzel eine Stille, die kein Flugwind, rauscht er auch noch so laut, zerstören kann.

Er sieht sich um. Unten im Parkett sitzen Soldaten, auch in den Logen Offiziere. Wie gerne wäre er in Uniform gekommen. Aber so befremdlich es ihm mitunter selbst erscheint: Sie dürfen nicht wissen, daß er einer von ihnen ist. Kein Sterbenswort über die Luftwaffe, nicht der leiseste Hinweis ist erlaubt, weil es noch siebenzehn Jahre nach dem Weltkrieg in Deutschland keine Luftwaffe geben darf.

Er war erst kurz beim Heer, als er im Januar mit einer Handvoll Kameraden zum Kompaniechef befohlen wurde, ausschließlich Techniker, darunter er als einziger mit Flugerfahrung. Man hat ihnen eröffnet, die Gründung einer neuen Luftwaffe stehe bevor, und sie seien für deren Aufbau ausgesucht worden. Der Reichsluftfahrtminister will sich dem Diktat der Sieger nicht länger fügen, doch vorerst ist es ratsam, im Verborgenen zu arbeiten. Zum ersten Februar haben sie die Wehrmacht offiziell verlassen, die Uniform abgeben müssen. Seitdem geht er wieder in Zivil, er hat sich noch nicht ganz daran gewöhnt.

Er hört noch seinen Kompaniechef, Geduld, nur ein wenig Geduld, der Umbau vom Getarnten zum Offiziellen wird früh genug erfolgen. Er ist einer der ersten, der von der neuen Luftwaffe erfahren hat. Der Kompaniechef und der Reichsluftfahrtminister können sich auf seine absolute Verschwiegenheit verlassen. Kein Kamerad, kein unbekannter Offizier, niemand auf dieser Welt wird auch nur den leisesten Schimmer haben.

Was wäre er denn für ein Mensch, wenn Geheimnisse bei ihm nicht sicher aufgehoben wären. Wer nicht die Kraft hat, ein Geheimnis zu bewahren, erweist sich auch in jeder anderen Hinsicht als schwach. Wer das

Vertrauen bricht, wer eines Geheimnisses nicht würdig ist, dem geht zuerst die Achtung der anderen, dann seine Selbstachtung verloren. Man muß sich selber im Spiegel in die Augen sehen können. Geheimnis bleibt Geheimnis.

Seit Frühjahrsanfang fliegen sie nun Schleifen über der Stadt, Zierschleifen, unverdächtig. Sie lernen Gleitflug, Formationsflug, Ausbrechen, Verfolgen. Die Menschen schauen in den Himmel, wenn die Maschinen ihre Kreise drehen, eine weiße Schrift erscheint. Der erste Buchstabe entsteht im Sturzflug, es folgen Haken, Punkte, Schlaufen, mit einem Tiefflug wird der Werbeschriftzug unterstrichen. Die Zivilisten wissen nichts.

Auch seine Jugendfreundin steht vielleicht manchmal mit Kolleginnen aus dem Ensemble da und sieht zu ihm hinauf. Ihre Italieneraugen schirmt sie mit der Hand gegen das Sonnenlicht, ihr Zeigefinger zeichnet die Schönschrift nach. Die Freundinnen rätseln noch, aber sie hat es längst erraten.

»Heute schreibt er: Persil.«

Man muß aufmerksam hinschauen, zum Lesen bleibt nicht sehr viel Zeit, es ist nur Wasserdampf. Er wird die Form verlieren, sich in der Luft verteilen, in leichte Nebelstreifen auflösen. Und bald wird er verschwunden sein. Oben im Flugzeug sitzt ihr Jugendfreund, das ahnt sie nicht einmal. Sie weiß nichts vom Piloten, zu dem er geworden ist. Als er mit der Segelfliegerei begann, hatten sie einander schon aus den Augen verloren.

Er hat ein ordentliches Einkommen, er trägt den neuen Abendanzug und ein frisches Hemd, er kann sich in der

Oper sehen lassen. Und er besitzt etwas, das hier im Publikum sicherlich nicht viele haben: ein Geheimnis.

Die Offiziere drüben in der Loge. Wie sitzen sie, wie reden sie, wie blicken sie ins Publikum, ehe im Raum das Licht ausgeht. Wie spielen sie sich gegenüber den Zivilisten auf, wie tun sie sich hervor in ihrer abweisen-
den Art. Geduld. Die steifen Kragen, die polierten Knöpfe. Nur noch etwas Geduld. Bald wird auch er in Uniform ausgehen können. Und es wird eine Uniform sein, wie sie kein Mensch bislang gesehen hat. Nicht grau, das immer gleiche Grau, stellt er sich vor. Blau wie die Luft soll diese Uniform sein, und dunkel wie sein Luftwaffengeheimnis.

Es klingelt. Er nimmt sein Programmheft hervor. Es klingelt wieder. Er hat ein Bild entdeckt, auf dem eindeutig seine Jugendfreundin abgebildet ist. Es hat zum letztenmal geklingelt, es wird dunkel, er holt sein Opernglas aus der Hülle. Er kennt die klassische Musik sehr gut, von Platte und aus dem Radio, die Oper auf dem Spielplan heute abend kennt er Ton für Ton, in einem Opernhaus allerdings ist er noch nie gewesen. Dennoch hat er auf Anhieb das Gefühl, hier kann er sich bewegen. Der Umgang mit dem Opernglas scheint ihm vertraut, selbst wenn der Feldstecher viel schwerer, größer ist.

Schon während der Ouvertüre will er nach den Italieneraugen Ausschau halten, er kann es nicht erwarten. Die Leute in der Reihe vor ihm räuspern sich. Er dreht am Schärfenregler, wischt die Linsen noch einmal. Die Nachbarn werfen ihm auffällige Blicke zu. Sie wissen ja nicht, wer er ist. Er wird sich schon zurechtfinden, er wird schon lernen, nicht mehr aufzufallen,

still zu sein. Der Vorhang wird gelüftet. Eine Frau erscheint. Das muß sie sein.

Den Weg zu den Künstlergarderoben kennt er nicht. Er hätte in der Pause nicht auf seinem Platz sitzenbleiben dürfen, er hätte sich im Haus umsehen sollen. Zwischen den Rängen steht er auf der Treppe, die Offiziere ziehen an ihm vorbei, sie werden wissen, wie man sich hinter der Bühne bewegt, er könnte sie nach den Garderoben fragen.

Er sieht die Offiziere im Foyer durch eine Nebentür verschwinden. Er hätte sie ansprechen sollen, aber wie. Ein unsicherer Zivilist will nach der Vorstellung einer gefeierten Sopranistin seine Aufwartung machen. Was immer er gesagt hätte, vor diesen Offizieren hätte es lächerlich geklungen.

Er weiß, nun stehen sie im Garderobenflur, sie rauchen eine Zigarette, werden warten, daß die Sopranistin abgeschminkt und umgezogen ist, bereit, Verehrer zu empfangen. Sie ist nicht mehr das Nachbarsmädchen. Kein Mensch, kein Offizier würde es wagen, eine abschätzige Bemerkung über ihre Italieneraugen zu machen.

Er hat sie überraschen wollen. Vielleicht würde sie ihn nicht einmal mehr erkennen. Er geht schon über den Opernplatz. Keinen Moment hat er vorher daran gedacht, daß sie mit jemand anderem verabredet sein könnte. Er macht sich auf den Weg zur Straßenbahn. Da fällt ihm ein, der Blumenstrauß steht in ihrer Garderobe. Und sie weiß nicht, von wem er ist.

Zum Abend hin wird es am Hügel still. Die Sonne sinkt auf die Fabrikschlote im Tal, und nur noch wenige Kinder rufen, als würde sie am Ende eines Tages ihr eigener Lärm erschrecken. Kein Kampfgeschrei und keine lauten Namen mehr, auf die vereinzelt Rufte kommt keine Antwort, sie verhallen. Bald bleiben nur die Haubenlerchen und die Amseln, die Schritte auf dem Schotter und im Gras.

Der Abend bringt die Kinder vom Hügel zusammen. Die einen waren in den Feldern und haben den jungen Mais zertreten, die anderen sind bis ins Tal oder sogar bis auf den nächsten Hügel vorgedrungen. Alle aber nehmen denselben Weg nach Hause, gleich, ob sie miteinander auskommen oder nicht. Manche gehen in Gruppen, trödeln, die Köpfe beieinander, andere laufen allein zum Abendbrot, ohne sich dabei umzusehen.

Wenn die Kinder die Behelfsstraße entlangziehen, schimmert der Boden überall. Die Sonne fängt sich rot auf Glassplittern im Schotter, auch in den Wiesen gibt es leuchtende Stellen, Motorenöl oder am Vormittag zertretene Spiegelscherben, dazu das Flaschengrün.

Um diese Zeit kommen die Sporen. Sporen nennen wir sie, weil es sich um Schimmelsporen handeln muß, denn Mücken sind es nicht, auch keine Falter, Pflanzensamen oder Spinnweben. Der Schimmel muß sich so am Hügel verbreiten, in Form von hellen, leichten Flokken, die in der Hand zu nichts zerfallen, wenn wir sie einfangen, um sie genauer zu betrachten. Zu nichts als einem zähen, etwas rauhen Film, der haftenbleibt. Niemand kann sagen, ob die Sporen wirklich erst bei Sonnenuntergang erscheinen, oder ob sie nicht doch den

ganzen Tag in der Luft sind und erst das Abendlicht sie sichtbar werden läßt.

Nie haben wir gehört, die Sporen hätten auch den anderen Hügel und das Tal erreicht. Zuerst sind es nur einzelne milchige Punkte, doch wenn die Sonne den letzten Fabrikschornstein berührt, sind die Telegraphenmasten am Hang von den Sporen eingehüllt. Wie Bodennebel ziehen sie über die Brache, über die Landmaschinen und den Weidezaun in unsere Richtung, und manchmal werden diese trüben Streifen innerhalb weniger Augenblicke so dicht, daß wir die anderen Kinder kaum mehr voneinander unterscheiden können.

In den Häusern gehen die Lampen an. Die Tage werden länger, bald wird die Sonne die Schornsteine nicht einmal mehr berühren. Wir knöpfen unsere Jacken zu, wir stecken die Hände in die Taschen. Von allen Kindern bleiben wir am längsten draußen, und wenn die anderen beim Abendessen sitzen, warten wir noch.

An manchen Abenden, während die Sporen nach und nach wieder verschwinden, bildet sich ein süßlicher Geruch. Er weht ihnen über die Felder hinterher, doch seine Herkunft haben wir noch nicht ausgemacht. Nicht eine warme, unangenehme Süße, nichts Unentschiedenes zwischen Gestank und Duft, sondern eher etwas Beruhigendes in der Abendkühle, als sollte uns dieser Geruch die Aufregung und Hitze des zurückliegenden Tages nehmen, ehe wir nach Hause gehen. Den Nachbarskindern haben wir kein Wort davon verraten. Das mag ich an den anderen: Auch sie können Geheimnisse für sich behalten. Kein Mensch außer uns viere hat dies je in der Nase gespürt, den Duft, von fernher über die Felder hin zu uns, unerklärlich und roh.